



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2011

---

## **Eigenschaft**

Schulthess, Peter

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-50917>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Schulthess, Peter (2011). Eigenschaft. In: Kolmer, P; Wildfeuer, A G. Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Freiburg: Karl Alber Verlag, 574-585.

mann/H. R. Jauß/W. Pannenberg (Hgg.), Text und Applikation, Poetik und Hermeneutik IX, München 1981, hier 506 ff., vgl. 495 ff.

<sup>187</sup> J. Habermas, 1981, Bd. 1, 149; ders., Wahrheitstheorien, in: ders. 1984 (Lit.), 139; ders., Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm, in: ders. 1983 (Lit.), 69. Dieses Argument verdanken wir J. P. Brune, neuerdings in: ders. 2010 (Lit.), Kap. III, bes. Abschnitt 2 »Zur diskurspragmatischen Rekonstruktion von Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit«.

<sup>188</sup> W. von Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie, hgg. v. A. Flitner/K. Giel, Darmstadt 1963 [1827], 138.

<sup>189</sup> Für eine diskursethische Begründung des Menschenwürdegrundsatzes vgl. D. Böhler, Diskursethik und Menschenwürdegrundsatz zwischen Idealisierung und Erfolgsverantwortung, in: K.-O. Apel/M. Kettner 1992 (Lit.), 201 ff. D. Böhler, Menschenwürde und Diskursethik. Ein Nachwort, in: Th. Rusche (Hg.), Aspekte einer dialogbezogenen Unternehmensethik, EWD Bd. 4, Münster 2002, 245–260.

J. P. Brune, Menschenwürde und Potentialität. Eine diskursethische Skizze, in: H. Burckhart/H. Gronke 2002 (Lit.), 425–446; ders. 2010 (Lit.), Kap. V, Abschn. 3.2 und Kap. VI.

<sup>190</sup> Denn ein pauschaler Zweifel – »alle Rekonstruktionsresultate sind vermutlich nicht prinzipiengültig« – lässt sich nicht diskutieren. Der Zweifel muss kritisierbar sein; Skepsis darf nicht in Skeptizismus, in eine Selbstimmunitisierung umschlagen. Zur Begründung dieses reflexiv kasuistischen Prüfungsverfahrens: W. Kuhlmann, Systemaspekte der Transzendentalpragmatik, in: ders. 1992 (Lit.), 270 ff.

<sup>191</sup> Dazu: H. Gronke (Anm. 17), 21–44, hier: 39 ff.; ders., Die Relevanz von regulativen Ideen zur Orientierung der Mitverantwortung, in: D. Böhler/M. Kettner/G. Skirbekk 2003 (Lit.), 260–282; D. Böhler 1998 (Anm. 17), 143 ff.

<sup>192</sup> K.-O. Apel, Die Logosauszeichnung der menschlichen Sprache. Die philosophische Tragweite der Sprechaktheorie, in: H.-G. Bosshardt (Hg.), Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge zum Gedenken an Hans Hörmann, Berlin 1986.

## Eigenschaft

1. Die vielfache Bedeutung und Funktion des Terminus 'Eigenschaft'
2. Der sprachphilosophisch-logische Zugang zu den Eigenschaften via Prädikation
3. Der metaphysische Zugang zu Eigenschaften
  - 3.1 Das ontologische Verhältnis von Eigenschaften und Gegenständen
  - 3.2 Eigenschaften: Universalien oder Tropen?
  - 3.3 Identität und der transkategoriale Begriff der Eigenschaften

1. Das deutsche Wort »Eigenschaft« geht zurück auf das mittelhochdeutsche Verb »eigen«, das den Besitz bezeichnet: haben, besitzen (sein Eigen nennen). Das Nomen »Eigenschaft« enthält folgende Bedeutungsschattierungen: Eigentum, Knechtschaft (Leibeigenschaft), Eigentümlichkeit (Besonderheit, Wesensmerkmal oder Charakteristikum), was einer Person/Sache (zu)gehört, eignet – in diesem Sinne auch So-Beschaffenheit, Qualität (*qualitas*). Der Artikel behandelt nicht den engeren Ausdruck »Qualität« – etwa im Unterschied zu Quantität –, sondern den weiteren Ausdruck »Eigenschaft«, der also Zugehörigkeiten, Eigenheiten, Eigentümlichkeiten oder Merkmale, an denen man eine Sache im Unterschied zu anderen erkennt, bedeutet; dazu gehört auch das, was nur dem Individuum (Kennzeichen) oder der Spezies (*proprium*)

zugehört. Eigenschaften dienen also der Grenzziehung zwischen Gegenständen und heißen so auch Determinationen (von lat. *determinare*). In der gegenwärtigen philosophischen Diskussion werden die Eigenschaften (*properties, attributes*) manchmal den Relationen gegenübergestellt, manchmal werden sie auch zu Eigenschaften als mehrstellige gezählt. Die Ambiguität in der Bedeutung des Ausdrucks Eigenschaft hängt auch damit zusammen, dass Eigenschaften in vielfältigen syntaktisch-semantischen Weisen zum sprachlichen Ausdruck gebracht werden: In Eigenschaftsworten, konkreten oder abstrakten *nomina*, die syntaktisch als Attribute oder Prädikate in einer einfachen Prädikation vorkommen sowie in Verben, die sich allerdings auf ein Prädikat mit »sein« und Partizip zurückführen lassen.

Als sprachliches Bildungsgesetz für Eigenschaften kann man formulieren: Eine Eigenschaft ist etwas, was einem Gegenstand mit den Hilfsverben »sein« und »haben« in prädikativen Aussagen zusammen mit einer Ergänzung (z. B. einem Nomen) zugeschrieben werden kann: etwas, was ein Gegenstand (Person oder Sache) hat, oder eine Weise, in der ein Gegenstand ist. »a ist (ein) F« bedeutet »Der Gegenstand a hat/besitzt die Eigenschaft F-Sein (bzw. F-heit)« oder »F-heit charakterisiert dieses a.« Dabei ist das »(ein) F« ein genereller Term. Ei-

genschaften kann man nicht nur mit generellen Termen signifizieren, man kann auf sie auch mittels Nominalisierung des Prädikates in einem abstrakten singulären Term Bezug nehmen: die »Eigenschaft, (ein) F zu sein«, »F-sein« oder »F-heit« (z. B. »Menschsein« oder »Menschheit«), referiert auf dieselbe Eigenschaft, die durch das Prädikat »(.) ist F« signifiziert wird. Sie steht an Subjektstelle; ihr können Prädikate zugesprochen werden, welchen dann Eigenschaften von Eigenschaften entsprechen. Nicht nur Individuen, auch Eigenschaften oder Relationen können Eigenschaften haben, sog. Eigenschaften höherer Ordnung. Diese Eigenschaften von Eigenschaften sind allerdings umstritten. Die unumstrittene Art von Eigenschaften sind jedoch Individueneigenschaften oder sog. »Ersteigenschaften«. Die Nominalisierung ist, da sie von den generellen Prädikaten abgeleitet ist, ein gegenüber der Prädikation sekundärer Akt. Sie motiviert aber dazu, aus Eigenschaften abstrakte Gegenstände zu machen.

Das grundlegende sprachliche Bildungsgesetz für Eigenschaften, wonach sie in einfachen Aussagen den Seienden wahr oder falsch zugeschrieben werden (können) und somit in der basalen Prädikationsstruktur verankert sind, hat zur Folge, dass Eigenschaft ein Kernbegriff der theoretischen Philosophie ist, insofern diese unser Denken, Reden bzw. wahr Beschreiben von Seienden und dessen Bedingungen reflektiert. Eigenschaft kann je nachdem, was als Grundlagendisziplin der theoretischen Philosophie angesehen wird, Kernbegriff einer anderen Disziplin sein. Ein allgemeines Prädikat in einer Aussage kann eine Eigenschaft, einen Begriff oder auch eine Bedeutung ausdrücken oder signifizieren. Wenn man nämlich die Aussage »a ist (ein) F« z. B. als Erkenntnis auffasst, dann versteht man sie so: »Die Anschauung a fällt unter den Begriff F«: Der Begriff F ist dabei kein Gegenstand, sondern eine allgemeine Vorstellung. Versteht man jedoch das F ontologisch, dann signifiziert F eine allgemeine Eigenschaft. Eigenschaft und Begriff sind verschieden: Die Eigenschaft »grün sein« z. B. wird durch die grünen Gegenstände instanziiert; unter den Begriff »grün« hingegen fallen dieselben. Begriffe sind zudem abhängig von einem Geist, der sie fasst, Eigenschaften nicht. Begriffe werden auch nicht selten mit Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke verwechselt oder identifiziert; sie sind dann gleichsam semantische Universalien und gelten als Bestandteil der Bedeutung der sprachlichen Aussage »a ist (ein) F«. Eigenschaften unterscheiden

sich von Bedeutungen dadurch, dass zur Erklärung von Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Gegenständen Eigenschaften und nicht Bedeutungen dienen. Durch ihre Nähe zum Prädikat werden Eigenschaften zudem auch als logische Prädikate bzw. Zeichen angesprochen. CARNAP z. B. definiert die Eigenschaft als Aussagefunktion mit nur einer Argumentstelle.<sup>1</sup>

In diesem Artikel ist nicht von Begriffen, Bedeutungen oder log. Prädikaten die Rede, sondern von ontischen Eigenschaften, die Seiendes oder Gegenstände haben oder instanziiieren. »Gegenstand« soll im Folgenden nicht den Bezug zum Erkenntnisobjekt konnotieren, dem er entgegensteht, sondern gleichbedeutend mit »Seiendes« sein. Das Thema »Eigenschaft« wird zu einem solchen der Ontologie, wo gefragt wird: Gibt es Eigenschaften? Was ist ihr Sein, ihre Natur; sind sie eine Kategorie? Und wie teilt man sie ein? Kandidaten für ontische Eigenschaften müssen folgende Adäquatheitsbedingungen erfüllen:<sup>2</sup> Sie ermöglichen eine Erklärung des basalen Satzes: »Gegenstand a instanziiert die Eigenschaft F.« »Gegenstand a« und »die Eigenschaft F« sind Ausdrücke, über deren Signifikation etwas gesagt werden muss. Verschiedene Gegenstände können dieselbe Eigenschaft haben oder instanziiieren. »Dieselbe Eigenschaft« kann dann als Erklärung für die Ähnlichkeit der Gegenstände dienen. Darin liegt der Allgemeinheitscharakter, bzw. die Universalität der Eigenschaften. Andererseits kann ein Ding verschiedene Eigenschaften haben.

Da Eigenschaften in der theoretischen Philosophie verschiedene grundlegende Rollen zu spielen haben,<sup>3</sup> kann es nicht erstaunen, dass es in philosophischen Diskussionen über Eigenschaften oft um Heterogenes geht und der Begriff für Konfusionen anfällig ist. Welches ist der methodologische Zugang zu ontischen Eigenschaften? Wenn man z. B. eine Eigenschaft F im Kontext einer Aussage (z. B. »a ist (ein) F«) ausdrückt, dann sei im Folgenden insbesondere die Alternative erwogen: Ist für die Bestimmung der Eigenschaft und deren Verhältnis zum Gegenstand die Prädikation entscheidend, die abstrakte Referenz auf eine F-heit (sprachphilosophisch-logischer Aspekt) oder eher die ausgedrückte Instantiation (ontologischer Aspekt)? Je nachdem wählt man einen sprachphilosophisch-logischen oder ontologischen Zugang zu den Eigenschaften. Beide Zugänge, so wird aufzuzeigen sein, schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich.

2. Zugang zu Sein, Natur und Einteilung von Eigenschaften ist im linguistic turn nicht – wie im kantischen Ansatz – die Erkenntnis, sondern die sprachlich-logische Prädikation, mit der wir Dinge der Welt beschreiben, indem wir ihnen Eigenschaften zuschreiben, die wir ihnen in sprachlich-logischen Prädikaten zusprechen. In Aussagen nehmen wir auf Gegenstände der Welt Bezug und sagen von ihnen aus, wie oder was sie sind, zu was für Klassen sie gehören. Eigenschaften sind dann in einem großzügigen Sinne eben als dasjenige bestimmt, was von einem Gegenstand  $a$  in der Prädikation » $a$  ist (ein)  $F$ « oder » $Fa$ « wahr ausgesagt wird oder mindestens sinnvoller Weise ausgesagt werden kann: Eigenschaften sind als Präzifizierbares oder Prädikabilien das im sprachlich-logischen Prädikatsausdruck Gemeinte, Ausgedrückte oder wahr Zugeschriebene – zugespitzt: Jedes Prädikat ist ein Eigenschaftsprädikat. Diese Bestimmung der Eigenschaften von der Sprache und Logik her relativiert die Eigenschaft auf den elementaren sprachlich-logischen Prädikationsakt. In einem solchen Ansatz sucht man Natur und Division der Eigenschaften im Ausgang von gewissen logischen (z. B. Prädikate) oder grammatischen Kategorien (z. B. Nomen, Verb) zu erfassen. Allerdings ist dabei von Unterschieden im Verständnis von »Sprache« auszugehen. In der normalsprachlichen Richtung ist es die Umgangssprache in ihrer Dignität der letzten Metasprache, welche als methodischer Ausgangspunkt für die Erfassung der Eigenschaften gilt; im idealsprachlichen Ansatz hingegen fungiert als Leitfaden für die Herleitung der ontischen Eigenschaften und Kategorien überhaupt die Wissenschaft mit ihrer logisch-regimentierten Theorie bzw. Sprache (Logik, formale Semantik und Syntax). Ontologie behandelt dann z. B. bei QUINE nicht einfach die Frage nach dem, was es gibt, sondern genauer nach dem, was man in der Theorie sagt, dass es es gibt. Ontologische Kategorien werden in dieser theorie-analytischen Ontologie als semantisch-logische Kategorien oder dann im normalsprachlichen Ansatz als Kategorien des Sinns konstruiert, die beide offenbar nicht in erster Linie das Seiende, sondern das Reden oder Aussagen über das Seiende, bzw. dessen Sinn konstituieren. Die grundlegenden Kategorien von Gegenständen und auch die Eigenschaft sollen in diesem Ansatz also am Leitfaden der sprachlichen bzw. logischen Formen der Referenz im Rahmen wahrer Prädikationen aufgedeckt werden.

Diese These, dass Natur und Einteilung der

Eigenschaften im Ausgang von der Prädikation oder den Prädikaten zu gewinnen sind, lässt sich am besten erörtern, wenn man den Ansatz eines naiven logischen Realismus auf seine Plausibilität hin prüft, der Eigenschaften als ontologisches commitment von logischen Prädikationen voraussetzt, d. h. sprachliche oder logische Prädikate als Zeichen für Eigenschaften oder Relationen nimmt und jedes Prädikat als Eigenschaftsprädikat versteht. Logisch können Eigenschaften durch Prädikate oder offene Aussagen, aber auch durch Abstraktoren, die allerdings ihrerseits schon generelle konkrete Prädikate voraussetzen, spezifiziert werden. Logisch gesehen ist ein Prädikat ein aussageformierender Operator auf singulären Termen, d. h. ein Ausdruck, welcher durch einen oder mehrere singuläre Terme ergänzt eine Aussage, d. i. einen sprachlichen Ausdruck, der wahr oder falsch ist, ergibt. Die These, dass jedes Prädikat bzw. jeder generelle konkrete Term in einem Prädikat genau eine Eigenschaft signifiziert,<sup>4</sup> setzt ein eindeutiges Verhältnis zwischen Prädikaten als sprachlich-logischen Entitäten und (ontischen) Eigenschaften. Dabei muss man die Prädikate wohl auf die echten logischen Prädikate einschränken, d. h. auf solche, die als logische Prädikate formalisierbar, d. h. in Schlüssen bzw. Ableitungsschemata einsetzbar und eindeutig (nicht ambig) sind sowie nicht zu Widersprüchen führen. Dem bloß sprachlichen Prädikat »existiert« entspricht dann z. B. keine Eigenschaft, weil Existenz im logischen Sinne kein Prädikat ist; ebenso kann das Prädikat »(.) ist nicht selbstexemplifizierend«, obzwar bedeutungsvoll, nichts Existierendes denotieren. Die These »Jedes bedeutungsvolle Prädikat signifiziert eine existierende Eigenschaft« ist deshalb allein schon aus logischen Gründen falsch. Die Eineindeutigkeit wird auch durch folgende Überlegung in Frage gestellt. Ist es nicht so, dass der Satz » $a$  ist  $F$ « (z. B.  $F$ : blau) erst durch  $a$ 's Instantiierung verschiedener Eigenschaften  $F_1$ – $F_N$  wahrgemacht wird, wobei unter Umständen  $F_1$ – $F_N$  sogar zu heterogenen Eigenschaftsbereichen gehören können? Und können nicht umgekehrt einer Eigenschaft mehrere Prädikate (z. B. bei Synonyma »Pferd«, »Klepper«, »Gaul«) entsprechen? Sprachlichen Prädikaten, die lediglich Familienähnlichkeit (z. B. »Spiel«) haben, entspricht jedenfalls keine gemeinsame Eigenschaft, sondern bestenfalls ein disjunktives Bündel.

Zusammengesetzte Prädikate setzten in dieser These dann einfache und zusammengesetzte Eigenschaften voraus. Nun können logisch komplexe

Prädikate durchaus echte, formalisierbare und in Schlusschemata einsetzbare Prädikate sein: etwa negative ( $\neg E$ , z. B. die Eigenschaft, kein Mensch zu sein), konjunktive ( $F \wedge G$ , z. B. die Eigenschaft, ein vernünftiges Lebewesen zu sein), disjunktive ( $F \vee G$ : die Eigenschaft, eine rationale oder irrationale Zahl zu sein) oder solche mit Konditional (Dispositionen wie z. B. wasserlöslich: die Eigenschaft aufgelöst zu werden, wenn ins Wasser gelegt). Sog. Dispositionalisten sind übrigens der Meinung, dass alle Eigenschaften eigentlich Dispositionen sind, während andere die Auffassung vertreten, es gebe nur sog. kategorische Eigenschaften und keine dispositionalen. Der logischen Komposition muss allerdings keine ontologische korrespondieren. Schon PLATON war z. B. der Meinung, dass negativen Prädikaten keine Eigenschaft entsprechen muss. Im »Politikos« (262 c–e) kritisiert er die Praxis, die Menschen in genau zwei Klassen, nämlich Griechen und Barbaren (d. i. Nicht-Hellenen), einzuteilen: Denn die Klasse der Barbaren sei unbestimmt, also eigentlich keine Eigenschaft. Ebenso scheinen disjunktive Prädikate keine Eigenschaftsprädikate sein zu müssen. Denn wenn  $a$   $F$  ist und nicht  $G$  und  $b$  nicht  $F$  ist und  $G$ , dann trifft auf  $a$  und  $b$  das Prädikat » $F \vee G$ « zu. Die Dinge haben dadurch jedoch noch nichts gemeinsam und wenn wir zudem intuitiv voraussetzen, dass aus den Eigenschaften der Dinge ihre Ähnlichkeit resultiert, dann entspricht dem disjunktiven Prädikat keine Eigenschaft. Für ARMSTRONG entsprechen im Falle komplexer Prädikate höchstens den konjunktiven Prädikaten Universalien oder Eigenschaften.<sup>5</sup>

Wie man in der Logik formal von einstelligen Prädikaten die mehrstelligen abgrenzen kann, so kann man von »einstelligen Eigenschaften« die » $n$ -stelligen Eigenschaften« oder Relationen unterscheiden. Den einstelligen Prädikaten entsprechen Eigenschaften, den mehrstelligen Prädikaten Relationen, so könnte der naive logische Realist behaupten. Das formale Kriterium der Stellenzahl ist allerdings problematisch. Prädikate, deren Stellenzahl variieren kann, so genannte anadische Prädikate, werden in transitiven Verben oder Ausdrücken wie z. B. »umgeben von« verbalisiert; entsprechen ihm – wenn Prädikaten mit konstanter Stellenzahl Relationen entsprechen – je verschiedene Relationen? Relationen kann man zudem auf Eigenschaften zurückzuführen versuchen, wenn man aus einem mehrstelligen Prädikat ein monadisches macht, das zusätzlich auf ein anderes Individuum verweist, z. B. dadurch dass man in einem

mehrstelligen Prädikat (» $x$  ist verheiratet mit  $y$ «) eine Individuenkonstante einsetzt (» $x$  ist verheiratet mit Liz Taylor«) oder die freien Variablen durch Quantoren bindet, so dass genau eine Leerstelle frei bleibt (z. B. »ein Vater sein (von jemandem)«). Solche relationale Eigenschaften (»relational properties«), d. h. Eigenschaften des so-und-so Bezogenseins auf etwas/jemanden, sind insofern »einstellig«, als sie nur einem Individuum zugesprochen werden. Dagegen nennt man die eindeutig einstelligen Prädikationen oder Eigenschaften intrinsisch. Ontologisch motiviert sind relationale Eigenschaften durch die aristotelische Relationsauffassung, wonach Relationen immer Akzidenzen einer Substanz sind, welche als *fundamentum relationis* figurieren. Dem formalen Unterschied in der Stellenzahl scheint also kein Eigenschaftsunterschied entsprechen zu müssen.

Keinen formalen Unterschied enthält folgende Unterscheidung von Prädikaten, die aber durchaus plausibel ist. Einem geschlossenen Prädikat (»closed predicate«), d. h. einem Prädikat, das nur auf eine definite Zahl von Gegenständen zutreffen kann (z. B. »der größte Mensch sein«), kommt keine Eigenschaft – ibs. keine universale, da sie nicht wiederholbar ist – zu, wohl aber jedem offenen (»open predicate«), welches also auf eine indefinite Zahl zutreffen kann. Dadurch würde man auch Prädikate ausschließen, die nur auf genau einen bestimmten Gegenstand zutreffen können, z. B. *haecceitates*.

Man muss generell fragen: Geht man für die Bestimmung von Eigenschaften vom Zutreffen oder Wahrsein eines Prädikates aus? Muss das Prädikat also wahr aussagbar sein, wenn ihm eine Eigenschaft entspricht (z. B. »phlogistonhaltig«), d. h. muss eine Eigenschaft instanzierbar sein? Wenn wir nicht von der Extension eines Prädikates, d. h. von der Menge der Gegenstände, von denen es wahr gesagt wird, ausgehen, sondern vom Sinn oder vom Signifikanzbereich, der einen Teil von ihm bildet (etwa das Stereotyp), d. h. von der Menge der Gegenstände, von denen das Prädikat sinnvoll gesagt werden kann, dann versucht man, ontologische Kategorien und Eigenschaften nicht nur am Leitfaden der formalen Logik, Semantik und Syntax, sondern auch der Umgangssprache, genauer des Sinnes oder der Intension aufzufinden. Vom Sinn der Prädikate auf eine Division der Eigenschaften zu schließen, würde aber implizieren, dass man durch semantische Untersuchungen herausfinden könnte, was für Eigenschaften es gibt. Prädikate müssen indes nicht denselben Sinn haben,

um dieselbe Eigenschaft auszudrücken, z. B. »Temperatur« und »mittlere kinetische Energie«. Es scheint auch möglich zu sein, dass ein Prädikat (z. B. »das Massezentrum eines Sonnensystems«) einen komplexen Sinn hat und eine einfache Eigenschaft ausdrückt. Begriffe oder Intensionen sind dann evtl. feiner individuiert als Eigenschaften: sie sind Modi der Präsentation von Eigenschaften.

Wer als Ausgangspunkt für die Auffindung und Division von Eigenschaften die logische Kategorie der Prädikate oder deren umgangssprachlichen Sinn nimmt, kollidiert also mit gewissen Intuitionen über Eigenschaften. Damit dürfte fraglich sein, ob jedes sprachlich-logische Prädikat ein Eigenschaftsprädikat ist. Nicht jeder abstrakte singuläre Term referiert auf eine Eigenschaft; nicht jeder generelle Term signifiziert (genau) eine, nicht jedem sprachlichen Sinn (Intension) entspricht eine (reale) Eigenschaft.

3. Die Frage nach der Funktion der Eigenschaften in der theoretischen Philosophie scheint sich nicht in der Frage nach der Bedeutung (Extension) oder dem Sinn (Intension) eines Prädikats zu erschöpfen, sondern sie fragt auch nach dem Wahrmacher einer wahren (im Sinne der Korrespondenz) Prädikation, d. h. nach der ontischen Eigenschaft eines Gegenstandes. Es gehört zu unserer aus dem alltäglichen Verständnis von Welt und der Praxis mit ihr genährten metaphysischen Intuition, dass die Welt als Gesamtheit der Dinge aus Individuen bzw. partikulären oder singulären Entitäten besteht, die veränderlich und voneinander unterschieden sind sowie untereinander Ähnlichkeiten haben können. Die Frage: »Was gibt es?« kann wohl mit QUINE durch »everything« beantwortet werden,<sup>6</sup> aber, so wäre einzuwenden, nicht unbedenken mit »everything«. Eine Kategorie allein, z. B. physikalische oder mereologische Objekte (oder auch Tropen oder Ereignisse), reicht wohl kaum zur Erklärung aus. Erst die Annahme von Eigenschaften, so die Vermutung, kann Veränderung, Unterschiedenheit und Ähnlichkeit erklären. Eine zusätzliche Unterscheidung von wesentlichen (unveränderlichen) und akzidentellen (veränderlichen) Eigenschaften hilft nicht nur, den Begriff der Veränderung zu erklären, sondern auch, den Begriff des (individuellen) Wesens eines Gegenstands, eines Individuums, fass- und erklärbar zu machen. Dann setzen wir als fundamentale Kategorien Gegenstand und Eigenschaft voraus, Entitäten also, die Eigenschaften haben. Die ersteren sind selber keine Eigenschaften,

sondern Instantiationen von Eigenschaften. Sie heißen Partikularia oder Individuen und sind selbst nicht instanzierbar. Damit sind Gegenstände gemeint, die voneinander so verschieden sind, dass sie eine zählbare Vielheit bilden und jedes Element dieser Vielheit als eines zählt. Mit der erkenntnis-metaphysischen Voraussetzung wahrer Erkenntnisse und deren Wahrmacher sowie der intuitiven metaphysischen Voraussetzung von voneinander unterschiedenen veränderlichen Wesen, die Ähnlichkeiten haben können, scheint also die metaphysische Annahme des Seins von Eigenschaften vorausgesetzt.

3.1. Natur und Sein der Eigenschaften scheinen sich aus ihrem Verhältnis zu den Gegenständen zu ergeben. Das Verhältnis von Eigenschaft und Gegenstand wird sprachlich durch »sein« und »haben« in einer einfachen Aussage, die Welt beschreibt, ausgedrückt. Wie ist dieses Verhältnis zu fassen? Im Aristotelismus sind Gegenstände von Eigenschaften (bzw. Relationen) dadurch unterschieden, dass Gegenstände selbständig existieren, Eigenschaften hingegen von diesen – ontologisch – abhängig sind: Eigenschaften charakterisieren Gegenstände, sind gleichsam »in« ihnen, d. h. können nicht ohne sie sein. Es gibt dann keine Eigenschaften ohne zugehörige Gegenstände. Ein solches asymmetrisches Fundierungsverhältnis des Inseins lässt sich mit einer Metapher so ausdrücken: Gegenstände sind Träger von Eigenschaften. Der Platonismus deutet das zur Diskussion stehende Verhältnis zwischen Gegenstand und Eigenschaft als konverse Abhängigkeit (methexis/participatio-Relation), als Teilhabe der (Sinnen)Dinge an allgemeinen Ideen: Gegenstände exemplifizieren dann lediglich Eigenschaften oder sind Abbilder davon. Ein asymmetrisches Verhältnis zwischen Gegenstand und Eigenschaft muss nicht schon bedeuten, dass sich ein Relat vollständig auf das andere reduzieren lässt. Eine allfällige radikale oder totale Unabhängigkeit der Gegenstände von Eigenschaften müsste man so formulieren: Gegenstände sind eigenschaftslos, sog. »bare particulars«. Umgekehrt kann man radikaler individuelle Gegenstände aus Eigenschaften konstituieren und metaphorisch formulieren: Gegenstände sind lediglich Bündel von Eigenschaften; Eigenschaften müssen nicht instanziiert, nicht einmal instanzierbar sein. Diese radikalen Varianten jedoch scheinen keine Erklärung der Veränderung der Gegenstände und deren Unterscheidbarkeit zuzulassen.

Mit dem Konzept einer gegenseitigen Abhängig-

keit von Gegenstand und Eigenschaft lassen sich Veränderung und Wesen der Gegenstände erklären. Wenn wir Eigenschaft definieren wollen, können wir das nur mit Regress auf Gegenstände tun und umgekehrt. Ein Gegenstand ist etwas, was eine Eigenschaft instanziiert oder instanziiert kann; es gibt keine eigenschaftslosen Gegenstände, denn Existieren meint für einen Gegenstand: Eine Eigenschaft instanziiert. Genauso wenig gibt es Eigenschaften ohne Gegenstände, insofern eine Eigenschaft etwas ist, was ein Gegenstand hat oder instanziiert. Die gegenseitige Abhängigkeit zeigt sich in der Unterscheidung der Eigenschaften in die akzidentellen und essentiellen. Akzidentelle Eigenschaften können nicht ohne Gegenstände sein, andererseits gibt es keine Gegenstände ohne essentielle oder sortale Eigenschaften (Essentialismus). Ein veränderlicher Gegenstand hat solche Eigenschaften, die ihm unveränderlich bzw. immer zukommen, und solche, die an ihm wechseln und ihm nur akzidentellerweise zukommen. Die essentiellen bzw. unveränderlichen Eigenschaften werden den Gegenständen als Wesen zugesprochen und repräsentieren die eidetische Hinsicht auf deren Ganzheit; sie werden in ihren Definitionen angegeben. Sie garantieren auch das identische Persistieren eines Einzelgegenstandes und konstituieren die Zählbarkeit. Es sind dies also diejenigen F's, die auch ermöglichen, ein F von anderen F's abzugrenzen und zählbar zu machen.

Man kann diese Eigenschaftsdifferenzen auch durch die Modalitäten Notwendigkeit und Kontingenz ausdrücken. Die Verbindung zwischen Eigenschaften und Gegenständen, das Verhältnis des Seins oder Habens, ist, wenn wahr, grundsätzlich in zwei »Modi« möglich: als notwendig oder als kontingent. Nach dem modalen Ansatz sind die essentiellen Eigenschaften des Gegenstandes diejenigen, die notwendigerweise zukommen: Eine essentielle Eigenschaft eines Gegenstandes ist eine, welche a haben muss oder nicht verlieren kann, wenn es existiert. Man kann auch formulieren: Ein Gegenstand kann ohne die essentielle Eigenschaft nicht sein. Kontingent ist eine Eigenschaft, die ein Gegenstand besitzt, die er aber auch nicht besitzen könnte. Die modale Unterscheidung zwischen notwendig und kontingent hilft zudem mit, eine Teilung aller Prädikate in Klassen von Prädikabilien und damit in Eigenschaftstypen zu konstituieren. Mit folgenden zwei Kriterien werden bei ARISTOTELES Prädikabilien eingeteilt: P kommt S notwendig zu; P kommt S ausschließlich zu. Prädikate, die not-

wendig und ausschließlich zukommen, sind Definitionen; Prädikate, die notwendig und nicht ausschließlich zukommen, sind Genera und spezifische Differenzen; Prädikate, die nicht notwendig, aber ausschließlich zukommen, sind Propria; Prädikate, die weder noch ausschließlich und notwendig zukommen, sind Akzidenzen. Die Prädikabilien *species*, *genus*, *differentia specifica* drücken wesentliche Eigenschaften aus, Akzidenzen und Propria unwesentliche. Innerhalb der akzidentellen Eigenschaften unterscheidet ARISTOTELES neun verschiedene Eigenschaftstypen; die akzidentellen Kategorien.

3.2 Auch die Frage nach Natur und Sein der Eigenschaften, ob sie von universaler oder partikulärer Natur sind oder ein abstraktes oder konkretes Sein haben, ist von ihrer Beziehung zum Gegenstand her aufzuklären. Derselbe Gegenstand kann, darin sind sich die meisten einig, verschiedene Eigenschaften haben: Zwei verschiedene Eigenschaften können in denselben Dingen instanziiert sein. Eigenschaften sind also keine konkreten Entitäten, wenn konkrete Entitäten durch Exklusivität definiert sind, d. h. wenn sie nur als einzige eine bestimmte Raum-Zeit-Position einnehmen können. Gegenstände z. B. sind konkret, insofern nur ein Gegenstand zur selben Zeit am selben Ort sein kann. Eigenschaften sind dann abstrakte Entitäten, wenn abstrakte Entitäten diejenigen sind, die eine Raum-Zeit-Position mit anderen Entitäten teilen können.

Können verschiedene Gegenstände dieselbe Eigenschaft haben oder sie instanziiert? Darin steht der Allgemeinheitscharakter bzw. die Universalität der Eigenschaften auf dem Spiel. Universalienrealisten bejahen, Nominalisten verneinen. Eine entscheidende Frage in Bezug auf die Natur der Eigenschaften, deren Beantwortung Auswirkungen auf das Problem des Seins von Eigenschaften hat, lautet: Sind Eigenschaften von Gegenständen nur universell oder nur partikulär oder gibt es universelle und partikuläre Eigenschaften? ARISTOTELES z. B. lässt in der Kategorienschrift sowohl universelle wie auch individuelle Akzidenzen oder Eigenschaften zu. ARMSTRONG argumentiert mit dem Ockham'schen Rasiermesser gegen die These, dass es sowohl allgemeine wie partikuläre Eigenschaften gibt.<sup>7</sup> Wer Eigenschaften von generellen Termen her versteht, tendiert dazu, nur universelle Eigenschaften anzunehmen. Universalien sind dabei nach PLATON dasjenige, »was in allen Fällen (Gegenständen) dasselbe (gemeinsam) ist«<sup>8</sup>, d. h. teil-

bare Eigenschaften, die sich verschiedene Gegenstände teilen und die jenen gemeinsam sind. ARISTOTELES bestimmt sie mit Bezug auf den sprachlich-logischen Akt der Prädikation als dasjenige, was seiner Natur nach dazu geeignet ist, von mehreren prädiert zu werden,<sup>9</sup> d. h. als etwas Prädiierbares, als *praedicabile*. Nach D. M. ARMSTRONG sind sie wiederholbare Entitäten (*repeatable entities*)<sup>10</sup>, die an unbestimmt vielen Stellen sein und deshalb von verschiedenen *particularia* an verschiedenen Orten und Zeiten (*multiple positionierbar*) gehabt werden und also gleichzeitig denselben Raum bzw. dieselbe Stelle einnehmen können. Deswegen sind sie abstrakte Entitäten. Diese Bestimmung der Universalität schließt auch die Offenheit des entsprechenden Prädikats mit ein, d. i. dass das Prädikat nicht auf eine bestimmte finite Menge, worauf es appliziert werden kann, restringiert ist. »Grundfarbe« ist dann – wenn auch aus andern Gründen – ebenso wie »der weiseste Mann« kein Universale.

Eigenschaften hingegen, die nicht mehreren, sondern nur einem bestimmten einzigen Gegenstand zukommen können – damit ist nicht die Eigenschaftseigenschaft der Einstelligkeit gemeint –, also partikuläre oder singuläre Eigenschaften von Einzeldingen, die nicht teilbar und nicht wiederholbar sind wie z. B. die Röte dieser Tomate, werden unter vielen Namen diskutiert: »particularised property«, »Momente«, »unit properties«, »abstract particular«, »property instances«, »individuelle Akzidenzen« oder unter dem von D. C. WILLIAMS in den 50er-Jahren geprägten Ausdruck »Tropen«. Partikuläre oder individuelle Akzidenzen (z. B. Sokrates' Weiße, Platons grammatisches Wissen) kommen schon in ARISTOTELES' Kategorienschrift – später auch z. B. bei ABELARD, LEIBNIZ oder LOCKE vor. Man kann diese *particularia* so bestimmen: Wenn Fa, wo F eine qualitative Eigenschaft ist, wahr ist, dann gibt es etwas, was diese Eigenschaft F instanziiert: eine Eigenschaftsinstanz. Von partikulären Akzidenzen muss die essentielle partikuläre Eigenschaft abgegrenzt werden, die *haecceitas* genannte Eigenschaft: »dieses Individuum (a) zu sein«, wo a ein individueller Name ist: [(.) = a]. Tropen sind in dem Sinne konkrete Entitäten, dass sie in Raum und Zeit existieren; sie sind also lokalisierbar, können aber ihren Ort mit anderen teilen. Diese mögliche Kompräsenz bedeutet ihre Abstraktheit. Dieser hybride Charakter zwischen abstrakter und konkreter Entität spricht gegen die Annahme von Tropen.

Weil Universalien Kandidaten für Eigenschaften

sind – und, falls es keine partikulären Eigenschaften gibt, die einzigen –, ist die Theorie der Eigenschaften eng mit dem Universalienproblem verwoben. Der Begriff des Universalien, insofern er auch die Relationen mit umfasst, ist einerseits weiter als derjenige der Eigenschaft; andererseits ist er enger, wenn man neben universellen noch individuelle Eigenschaften annimmt. Man kann das ontologische Problem der Eigenschaften als fundamentaler als das Universalienproblem anerkennen und dann mit diesen das Problem der Universalien zu lösen versuchen, oder man betrachtet umgekehrt das Universalienproblem als fundamentaler und versucht, wenn Eigenschaften Universalien sind, das Eigenschaftsproblem als Universalienproblem zu verstehen und zu lösen. Dann kann man jede ontologische Standardposition bezüglich des Seins von Universalien auch auf Eigenschaften übertragen, wodurch sich folgende ontologische Thesen bezüglich des Seins von Eigenschaften ergeben.

Der Universaliennominalismus vertritt die generelle These: Es gibt keine Universalien; es gibt nur Partikularen oder Individuen. Eigenschaften, insofern sie universal sind, existieren nicht oder sind reduzierbar auf Partikularen. Extreme, reduktive oder robuste Eigenschaftsnominalisten leugnen Eigenschaften als universelle wie als partikuläre Entitäten. Gemäßigte oder moderate Eigenschaftsnominalisten gehen davon aus, dass es zwar keine universalen Eigenschaften, aber individuelle bzw. partikuläre Eigenschaften oder Tropen gibt. Beide Positionen sind aufgrund des vorher Gesagten nicht haltbar. Die ontologischen Realisten vertreten dagegen die Auffassung, dass die Universalien bzw. Eigenschaften als *res* existieren und von Individuen instanziiert werden; reale Eigenschaften, keine bloßen Intensionen seien es, die in Prädikationen eigentlich zugeschrieben werden. Der *gemäßigte, immanente oder in rebus*-Realismus geht davon aus, dass das Universale bzw. die Eigenschaft »in« den Individuen ist. Das Insein ist hier nicht lokal-räumlich gedacht, sondern mit Aristoteles als ontologische Abhängigkeit, d. h. dass das Universale nicht ohne Gegenstand sein kann. Dann gilt das Prinzip der Instantiierung: Eine Eigenschaft existiert nur dann, wenn sie Instanzen hat.<sup>11</sup> Davon abzugrenzen ist der platonische transzendente oder *ante rem*-Realismus: Das Universale bzw. die Eigenschaft ist realiter verschieden vom Gegenstand, dessen Eigenschaft es ist, und damit unabhängig und selbständig (*choriston*). Für die Realität von universalen Eigenschaften spricht nicht nur,

dass sie Veränderung zu erklären gestatten, sondern auch: Eigenschaften, die wiederholbar »in« den Gegenständen sind, sind Grund der realen Ähnlichkeit zwischen den Gegenständen und auch Grund dafür, dass die Gegenstände eine spezifische Natur, ein Wesen haben. Damit entspricht die ontologische Annahme von universalen abstrakten Eigenschaften am ehesten unserer Intuition von einer Welt veränderlicher, durch Eigenschaften voneinander unterschiedener Wesen, die untereinander ähnlich sein können. Die Fragen, ob Eigenschaften von Gegenständen unabhängig sind oder nicht, und ob alle Beziehungen unter den Gegenständen, also auch die Beziehungen der Identität und Diversität, Ähnlichkeit und Unterschied nur durch Eigenschaften zu denken sind, ist noch offen.

3.3 Eigenschaften sind für das Verhältnis der Gegenstände untereinander insofern vorausgesetzt, als sie deren Unterscheidbarkeit bedingen: Gegenstände unterscheiden sich durch mindestens eine Eigenschaft, die dem einen zukommt und dem anderen nicht. In logischer Nomenklatur nennt man das starke Diszernibilität: a ist absolut oder stark diszernibel von b genau dann, wenn es eine offene Aussage Fx mit einer freien Variablen gibt, die nur auf eines von beiden zutrifft. Auch Identität von Gegenständen setzt Eigenschaften voraus, wenn erstere als Ununterscheidbarkeit explizit mit folgenden beiden Prinzipien definiert wird. Das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen besagt: Wenn es sich bei Seienden um ein und dasselbe handelt, dann haben sie dieselben Eigenschaften. Diese formal-ontologische Fassung des logisch-semantischen Substitutionsprinzips besagt kontrapponiert: Identitätsbehauptungen ( $a = b$ ) sind dadurch zu widerlegen, dass wir eine differente Eigenschaft zwischen a und b aufweisen. Von einer differenten Eigenschaft schließt man auf ein Unterschiedensein – in logischer Terminologie, in der den Eigenschaften Prädikate entsprechen: starke Diszernibilität – und damit auf ein Verschiedensein der betrachteten Gegenstände. Das zweite, die Identität definierende Prinzip ist dasjenige der Identität des Ununterscheidbaren (*principium identitatis indiscernibilium*): Wenn Seiende alle Eigenschaften teilen, d. h. dieselben Eigenschaften haben, dann handelt es sich um ein und dasselbe Seiende, oder: Verschiedene Seiende sind unterscheidbar. Man kann auch formulieren: Gegenstände können sich nicht bloß *solo numero* unterscheiden. Die beiden Prinzipien formulieren mit Hilfe der Eigenschaften formal-ontologische Kriterien für die als Ununter-

scheidbarkeit bestimmte Identität von Gegenständen und bestimmen die Identifikation von Gegenständen.

Kann man ohne Eigenschaften von Identität von Gegenständen sprechen? QUINES nominalistischer Haupteinwand gegen die Realität von Eigenschaften lautet: Wenn es Eigenschaften gäbe, dann müsste man nach dem Slogan: »No entity without identity« Kriterien für die Identität von Eigenschaften bzw. für deren Individuation nach dem Motto formulieren können: Welchen Sinn hat es zu sagen, dass es Eigenschaften gibt, wenn es keinen Sinn hat zu sagen, wann es eine Eigenschaft oder zwei gibt?<sup>12</sup> Man kann nicht über Entitäten sprechen, ohne dass man über Identitätskriterien verfügte. Wenn wir vom Identitätskriterium: »Zwei Eigenschaften sind dann identisch, wenn ihre Extensionen identisch sind« ausgehen, dann, da ist sich QUINE mit seinen Kritikern einig, entspricht das nicht unserer Intuition für Eigenschaften. Extensional gleiche Terme, z. B. Söhne und Männer, können verschiedene Eigenschaften bezeichnen. Eigenschaften werden also feiner individuiert als Extensionen und differieren von Klassen. Gegen die Annahme, dass Intensionen die Eigenschaften individuierten, wurde schon am Ende von Kap. 2 Einspruch erhoben. Eigenschaften (auch Relationen) sind also nach QUINE keine *entia*, sondern *entia non grata*.<sup>13</sup> Diese Kritik an der Annahme von Eigenschaften setzt aber voraus, dass der ontologische Satz: »No entity without identity« wahr und rechtfertigbar ist, und dann Identität ohne Rekurs auf Eigenschaften gedacht werden können muss. Gegen QUINE könnte man etwa einwenden, dass wir keine strikten Individuationsprinzipien oder -bedingungen für Universalien oder universelle Eigenschaften brauchen, weil diese als Sortale gerade selbst solche Identitätskriterien für Gegenstände seien. Jedenfalls muss man darauf insistieren, dass der ontologische Identitätsbegriff, der offenbar fundamentaler ist als der Eigenschaftsbegriff, ge- und erklärt sein muss, wenn für alle Seienden Identität eingefordert wird. Wer Eigenschaften als Seiendes oder auch als Kategorie leugnet, der muss den ontologischen Identitätsbegriff ohne sie fassen. QUINE muss natürlich in seinem Ansatz vom logischen Identitätsbegriff ausgehen; er weist darauf hin, dass der Identitätsbegriff in der Logik erster Ordnung einfach, fundamental und nicht reduzierbar, d. h. nicht explizit definierbar sei. Sein konzeptueller Gehalt sei: Alles ist identisch mit sich selbst und mit nichts anderem.<sup>14</sup>

Identität gehört neben Existenz in QUINES theorieanalytischer Konstitution des Seienden ganz wesentlich zur Reifizierung und zur Struktur jedes Gegenstandsbereichs. Der logische Gegenstandsbereich, der Bereich der Werte der gebundenen Variablen, die als Seiendes vorausgesetzt werden – *to be is to be the value of a bound variable* – ist aber stillschweigend durch die mengentheoretische Sprache der logischen Semantik so strukturiert, dass er sich aus distinkten, reidentifizier-, benenn- und zählbaren, mit sich selbst identischen Gegenständen zusammensetzt, so dass dann z. B. die Eigenschaften als Extensionen daraus konstituiert werden können; ebenso setzt die Quantifikation oder Referenz die absolut selben oder verschiedenen Werte von Variablen voraus. Die ontologische Identität und Verschiedenheit alles Seienden, aller Werte der Variablen der logischen Gegenstandsbereiche wird bei QUINE einfach (voraus)gesetzt.

Die alte Transzendentalienlehre<sup>15</sup> versucht dagegen im metaphysischen Projekt einer Theorie des Seienden bloß als Seiendes diesen Bereich des Seienden als solchen und dessen Beziehungen untereinander (Identität, Diversität, Ähnlichkeit, Unterschied) zu bestimmen und zu begründen – noch vor aller realen, eigenschaftlichen Bestimmtheit des Existierenden und dessen realer Beziehungen. Identität ist eine transzendente Bestimmung des Seienden in dem Sinn, dass sie vor allen Eigenschaften (und damit Beschreibungen) und auch vor allen Kategorien, die selbst als oberste Typen von Eigenschaften betrachtet werden können, vorausgesetzt werden muss. Der damit transkategoriale Begriff der Eigenschaft lässt sich durch die transzendentalen Beziehungen und Bestimmungen des (möglichen) Seienden als solchen (*idem* und *diversum*) grundlegen und klären, ohne dass man ihn schon als selbstständige Kategorie des Wirklichen, oder als Existierendes (voraus)setzen muss. Zudem wird in diesem Ansatz Identität selber in einer fundamentalen transzendentalen Beziehung der *divisio* begründet und kann definiert werden.

Das Seiende, das bloß als solches noch eigenschaftslos vor aller Beschreibung und Bestimmung in den Intellekt als *primum objectum intellectus* fällt, erfasst dieser als Distinktionsvermögen als bloß Seiendes in seinem Verschiedensein von allen andern Seienden und in seinem Einessein mit sich selbst. Wie sind diese beiden Bestimmungen oder »Beziehungen« (die Anführungszeichen stehen, weil sie nicht reale Akzidenzen der Kategorie Relation sind) zu explizieren? Die Teilung des Seienden

a von b (*divisio*) charakterisiert THOMAS so: *hoc ens (a) non est illud ens (b)*: Darin wird dem *ens* a die relationale Eigenschaft »divb(.)« zugeschrieben. Sie kann allen Seienden außer dem Seienden b zugeschrieben werden:  $\neg(\text{divb}(b))$ . Man kann das negative Prädikat  $\neg[\text{diva}(.)]$  negativ »indivisio mit a« [*indiva(.)*] nennen oder positiv: »Einessein«. Dass das Seiende a Eines ist, bedeutet dann, dass a von a ungeteilt ist: *indiva(a)*. Man kann dies auch »Selbstsein« oder »Bezug auf sich selbst« nennen, weil a selbst nochmals vorkommt. Heute nennt man das Prädikat »*indiva(.)*« »*haecceitas*«, »primitive thisness« oder »individual concept«. In der anfänglichen *divisio* wird dem a die *haecceitas* »*indivb(.)*« abgesprochen. Positiv ausgedrückt ist die *indivisio* oder das Selbstsein das Zusprechen der *haecceitas* zu einem Seienden als es selbst: Sie ist der begriffliche Inhalt des Einen. Die *haecceitas* ist allerdings weder ein Prädikat noch eine eigentliche Eigenschaft: Sie ist kein offenes Prädikat, sondern ein geschlossenes – man kann in der *divisio* also auch nicht von einer eigentlichen Prädikation sprechen. Die *haecceitas* ist kein Universale und auch keine reine Eigenschaft. Wenn ein Prädikat auf ein bestimmtes Individuum eingeschränkt ist (z. B. »die Relation R zu b haben« oder ein indexalisches Prädikat), dann heißt die zugehörige Eigenschaft unrein. Reine oder qualitative Eigenschaften sind generell diejenigen, die von jedem besonderen Individuum absehen und ohne Zuhilfenahme eines Eigennamens, eines Eigennamenadjektivs (also z. B. »aristotelisch«) oder eines Eigennamenverbs (z. B. »aristotelisieren«) oder auch ohne indexalische Ausdrücke ausgedrückt werden können, z. B. »x hat Masse«, oder »x ist größer als y«. Die *haecceitas* ist weder eine intrinsische Eigenschaft, weil sie Bezug auf ein bestimmtes Individuum nimmt, noch eine extrinsische, insofern das Bezugselement a selbst ist. Weder sie noch ihre Negation sind eine Relation, denn eine Relation setzt Relate, – d. h. seiendes Eines – voraus. Mit »Eines sein« ist die Nichtreflexivität der *Divisio*-»Beziehung« ( $\neg\text{diva}(a)$ ) ausgedrückt, das Ungeteiltsein mit sich selbst; ihre Negation *indiva(a)* ist auch nicht die reflexive Identitätsrelation  $I(x,x)$ , die allgemeine Eigenschaft der Selbstidentität. So kann die ursprüngliche *divisio*-Aussage nicht als eigentliche Prädikation und auch nicht als eigentliche negative Identitätsaussage aufgefasst werden. Die *haecceitas* enthält also nicht die Identitätsrelation, sondern hat keine logische Struktur; insbesondere ist das »a« in »*indiva(.)*« keine Individuenkonstante bzw.

keine Stelle, wo hineinquantifiziert werden könnte. Das Eine ist gleichsam eine transzendente Individualität – noch vor der Identität. Mit diesen unreinen relationalen »Eigenschaften« lässt sich erst die Identität und die transzendente Vielheit (*multitudo*) des Seienden und Zählbarkeit – für die Zählbarkeit ist Selbstidentität (dass es nur einmal gezählt wird) und Verschiedenheit von allem anderen vorausgesetzt – des Seienden als Seienden bestimmen und begründen: Die eigentlich transzendente Relation des *diversum* (bzw. *aliud*) ist nunmehr als eine *divisio* zwischen Relaten verstanden, die selber Eines, Selbes, *indivisa* sind: *diversum(a,b)*, wo *indiva(a)* und *indivb(b)*. Diese transzendente *diversum*-Relation zwischen Seienden ist das reine *pros ti*, die ursprüngliche Relation zwischen zwei Seienden überhaupt, Fundament aller kategorialen Relationen. Sie ist nicht durch eine Eigenschaft konstituiert; sie bedeutet kein Verschiedensein, sondern Verschiedensein (*diversitas*, *alteritas*, *heterotes*). Ihr entspricht logisch gesehen eine schwache oder relative Diszernibilität durch ein relatives Prädikat: Objekt a ist schwach (bzw. moderat) diszernibel von b gdw. es eine offene Aussage mit zwei freien Variablen gibt (z. B.  $Rxy$ ), die von beiden Objekten erfüllt ist, aber nicht von einem der beiden mit sich selbst.<sup>16</sup> Die Negation (Komplement) der Relation *diversum* (bzw. *aliud*) gilt für alle Seienden nur von ihnen selbst:  $\neg\text{diversum}(a,a)$ , auch ausgedrückt:  $a = a$  oder  $a$  idem  $a$ . Jedes Eine ist selbstidentisch. Diese Relation nennen wir transzendente oder absolute (Selbst)Identität:  $\forall x(x=x)$ . Die absolute Identität kann dann auch »numerisch« genannt werden, wobei allerdings nicht die Zahl der Quantität angezeigt ist, sondern das transzendente Eine, welchem die Selbstidentität zukommt. Wir formulieren dann: »(.) ist ein und dasselbe wie (.).« Die Identität ist zu unterscheiden von der relationalen Eigenschaft: (.)*indiva*, die keine Relation und auch keine reine Eigenschaft ist. Damit ist die Identität zwischen Seienden definiert. Die transzendentalen Beziehungen der Identität und Diversität konstituieren das transzendente Viele (*multum*) und Eine oder Identische und damit den Bereich des Seienden als solchen. Dieser ist gleichsam das *universe of discourse* und gibt die Struktur jedes möglichen Gegenstandsbereiches für die Logik vor. Das Verschiedensein des Seienden als solchen von allen andern Seienden ist nicht Verschiedensein oder Differenz (durch eine Eigenschaft), sondern transzendente Diversität, reines Anderssein, schwache Diszernibilität, schwächste Form der Opposition.

In den transzendentalen Beziehungen der Identität und des Verschiedenseins zwischen den vielen einen Seienden in diesem transzendentalen Gegenstandsbereich oder Bereich möglicher Seiender liegt der transzendente Grund oder Ort der realen Eigenschaften und Beziehungen. Welche Formen von Gemeinsamkeit oder Verschiedensein gibt es bezüglich verschiedener existierender Seienden bzw. können von den zueinander bloß Andern und mit sich Selben gedacht werden? Die Gemeinsamkeitsbeziehungen des Andersseienden bzw. Vielen, die echte Relationen zwischen diversen Relaten sind, können dadurch ausgedrückt werden, dass dem Seienden in Prädikationen Eigenschaften zugesprochen werden. In moderner Logik ausgedrückt: Wir bilden Extensionen und damit Prädikate. Gemeinsamkeiten von Vielen, in denen eine Gemeinsames Eines in den Blick genommen wird (*logoi*), werden unter der Formulierung gefasst: »x ist dasselbe wie y in Hinsicht auf das F-sein«, »x und y sind vom selben Typ, von derselben Eigenschaft« oder »x und y haben dieselbe Eigenschaft«. Man muss davon die Bereichs- oder restringierte Identität »x ist dasselbe F wie y« unterscheiden, wo F als Sortal bzw. *de subjecto*-Prädikat (z. B. Mensch, Farbe, Länge, Qualität) den Gegenstandsbereich angibt und x und y numerisch derselbe Gegenstand sind; dadurch wird keine allgemeine Eigenschaft von zwei Gegenständen, sondern eine absolute Identität in einem Bereich ausgesagt. Wenn F in der Formulierung »x ist dasselbe wie y in Hinsicht auf das F-sein« ein Abstraktum (F-sein) angibt (z. B. Weißsein, auch Menschsein), dann werden x und y nicht identifiziert, sie sind durchaus verschieden, haben aber dieselbe Eigenschaft, welche nicht akzidentell zu sein braucht. Das, was in beiden Fällen dasselbe ist, ist eine Eigenschaft, die immer eine Universale ist; ihr wird die Selbigkeit zugeschrieben. Diese Eigenschafts-Identitäten können »schwache Identitätsrelationen« genannt werden, weil sie Äquivalenzrelationen sind, die die Identitätsrelationen trivialerweise enthalten. Wir können sie auch so formulieren: »x ist in Bezug auf das F-sein y ähnlich (auch: gleich(artig))«, »x ist F-identisch/gleich/ähnlich mit y«. Die Negation, die Unterscheidung (*differentia*, griechisch *diaphora*, nicht: *diversitas*) oder starke Diszernibilität, ist dann so formulierbar: »x ist nicht dasselbe wie y in Bezug auf das F-sein«; »x ist in Bezug auf das F-sein y nicht ähnlich«, »x hat nicht dieselbe Eigenschaft F-sein wie y«, oder: »x ist von y in der Eigenschaft F unter-



schieden.« Die Äquivalenzrelation der Eigenschaftsidentität im Bereich der einen Seienden wird erfasst in einem Paarbildern (*comparare*: com-par; par = gepaart, ähnlich, gleich), also in einem erkenntnistheoretischen Akt der Komparation: Man nimmt zwei numerisch verschiedene Seiende und vergleicht sie miteinander in der Hinsicht, in der sie ein Paar bilden, d. h. eine Gemeinsamkeit (*tertium comparationis*) haben. Wir stellen dazu Paare im Blick auf etwas Drittes (sog. *tertium comparationis*) zusammen.

Die Differenz von numerischer oder absoluter Identität zwischen Gegenständen und Eigenschafts-Identität ist folgende. Für die Eigenschafts-Identität zwischen zwei (verschiedenen) Gegenständen a, b ist es durchaus möglich, dass a und b dasselbe in Hinsicht auf das F-sein sind und verschiedene in Hinsicht auf das G-sein; bei der absoluten oder numerischen Identität ist das nicht möglich. Eigenschaftsidentität ist also relative Identität. Für die absolute Identität gilt nämlich Ununterscheidbarkeit der Eigenschaften, für die Eigenschaftsidentität nicht. Die numerische Identität kann nur von einem Gegenstand wahr sein, von zweien ist sie immer falsch; die Eigenschaftsidentität kann nur von numerisch (mindestens) zwei Gegenständen falsch sein – vom selben ist sie immer wahr (x ist dasselbe wie x in Hinsicht auf das F-sein). Wenn die Aussage informativ sein soll, gilt Eigenschaftsidentität nur von numerisch verschiedenen Gegenständen: Man muss also eine sinnvoll-informative Aussage über eine Eigenschafts-Identität so formulieren: » $x \neq y$  und x ist identisch mit y hinsichtlich dem F-sein.« Es gibt damit keine Reduktion der Eigenschafts-Identität auf die numerische oder umgekehrt: Die numerische Identität ist nicht einfach als Superlativ der Ähnlichkeit oder Eigenschaftsidentität zu beschreiben. Die absolute Identität wird auch nicht mithilfe der Eigenschaftsidentität ausgeschöpft und ist fundamentaler: Eigenschaft setzt die Begriffe des Seienden und der Einheit/Identität voraus. Die Eigenschaften können also erst auf dem Boden der vorausgesetzten transzendentalen Vielheit und Identität des Seienden als Seiendes erfasst werden; ebenso die eigentliche Prädikation von Eigenschaften. Die Begriffe Seiend, Eines, bzw. Identität sind fundamentaler als der Begriff der Eigenschaft. Eigenschaften sind immer auch Allgemeines und Abstraktes; der Prädikation geht die *divisio* voraus.

Gleichzeitig ist der Begriff Eigenschaft grundlegender als die Kategorien, also transkategorial

oder transzendental. Das F-sein kann nämlich von verschiedenen Typen sein: Diese Typen sind die traditionellen Kategorien: Ist in »x ist dasselbe wie y in Hinsicht auf das F-sein« das F-sein eine Spezies (Mensch), so sprechen wir die Äquivalenzrelation als »Gleichartigkeit« an, im Falle einer Qualität als »Ähnlichkeit«, einer Quantität als »Gleichheit« oder einer Relation als »Proportion«. Wenn wir das F-sein daraufhin befragen, was es letztlich als Seiendes ist, erhalten wir die Kategorien (Substanz, Qualität, usw.). Sie sind nicht transzendental herleitbar, sondern müssen im Ausgang von den existierenden Seienden real gegeben werden. Hier endet bei ARISTOTELES und THOMAS das transzendente Denken des Seienden und mündet in ein ontologisches Denken der *res* und der Kategorien des Existierenden ein. Eigenschaften haben also ihren transzendentalen Ort in den Einheitsbeziehungen des Diversen oder Anderen untereinander. Eigenschaften sind dennoch transkategorial; sie gründen in der transzendentalen Reflexion auf das Seiende als es selbst und auf das Eine, Identische, und im prädikativen Erfassen des Gemeinsamen (Gleichartigkeit, Ähnlichkeit, Gleichheit) des wirklich Seienden. Diese transzendente, transkategoriale Reflexion zeigt, dass der Zugang zu den Eigenschaften über die transzendente Reflexion des Seienden als solchen und die ontologische der realen ontischen (universalen) Eigenschaften gleichermaßen wie über die im transzendentalen Denken des Seienden als solchen konstituierte logische Prädikation führt, weshalb beide Zugänge zu begehen sind.

#### Literatur

- Armstrong, D. M. (1978), *Universals and Scientific Realism*, 2 Bde., Cambridge.  
 Armstrong, D. M. (1997), *A World of States of Affairs*, Cambridge.  
 Armstrong, D. M. (1989), *Universals. An Opinionated Introduction*, Boulder/San Francisco/London.  
 Bacon, J. (1995), *Universals and Property Instances: The Alphabet of Being*, Oxford.  
 Campbell, K. (1990), *Abstract Particulars*, Oxford.  
 Denkel, A. (1996), *Object and Property*, Cambridge.  
 Hale, B. (1987), *Abstract Objects*, Oxford.  
 Künne, W. (1983), *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*, Frankfurt a. M.  
 Lewis, D. (1983), *New Work for a Theory of Universals*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 61, 343–377.  
 Libera, de A. (2002), *Des accidents aux tropes*. Pierre Abélard, in: *Revue de Métaphysique et de Morale*, 509–530.  
 Martin, C. B. (1997), *On the Need for Properties*, *The*

- Roots to Pythagoreanism and Back*, in: *Synthese* 112, 193–231.  
 Martin, C. B. (1980), *Substance Substantiated*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 58, 3–10.  
 Mellor, D. H./Oliver, A. (Hgg.) (1997), *Properties*, Oxford.  
 Prauss, G. (1998), *Auf der Flucht vor individuellen Eigenschaften oder der verkannte Platon*, in: R. Enskat, (Hg.), *Amicus Platon magis amica veritas* (FS W. Wieland), Berlin/New York, 171–193.  
 Oliver A. (1996), *The Metaphysics of Properties*, in: *Mind* 105, 1–80.  
 Quine, W. V. O. (1981a), *On the Individuation of Attributes*, in: *Theories and Things*, Cambridge (MA)/London, 100–112.  
 Quine, W. V. O. (1981b), *Grades of Discriminability*, in: *Theories and Things*, Cambridge (MA)/London, 129–133.  
 Quinton, A. (1973), *The Nature of Things*, London.  
 Williams, D. C. (1953), *On the Elements of Being*, in: *Review of Metaphysics* 7, 3–18; 171–192.  
 Williams, D. C. (1986), *Universals and Existents*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 64, 1–14.

PETER SCHULTHESS

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> R. Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg 1974, §28, 37 f.  
<sup>2</sup> Vgl. dazu A. Oliver 1996 (Lit.), 20 f.  
<sup>3</sup> Ebd., 11 f.  
<sup>4</sup> Vgl. dazu D. M. Armstrong 1997 (Lit.), 25 ff.  
<sup>5</sup> Vgl. ders., 1978 (Lit.), Vol. 2, 19–42; 1989 (Lit.), 82–84.  
<sup>6</sup> W. V. O. Quine, *On What There is*, in: ders., *From a Logical Point of View*, Cambridge (MA)/London 1953, 1.  
<sup>7</sup> D. M. Armstrong, *Properties*, in: D. H. Mellor/A. Oliver 1997 (Lit.), 160–172.  
<sup>8</sup> Platon, *Laches*, 191 e.  
<sup>9</sup> Aristoteles, *De interpretatione*, cap. 7; 17 a 37–40.  
<sup>10</sup> D. M. Armstrong 1989a (Lit.), 10.  
<sup>11</sup> Ebd., 75 f.; vgl. auch Aristoteles, *Categoria* 11, 14 a 7 ff.  
<sup>12</sup> W. V. O. Quine, *Ontological Relativity and Other Essays*, New York 1969, 19.  
<sup>13</sup> Ders., *From Stimulus to Science*, Cambridge (MA)/London 1995, 40.  
<sup>14</sup> Ders., *Methods of Logic*, Cambridge (MA) 1982, 268.  
<sup>15</sup> Vgl. z. B. die des THOMAS V. AQUIN, *de potentia*, q. 9, a. 7, ad 15, vgl. auch: *Super Boetium de trinitate*, q. 4, a. 1.  
<sup>16</sup> W. V. O. Quine 1981b (Lit.), 132.

#### Eigentum

- Eigentumstheoretische Grundkonzeptionen in der Denkgeschichte
    - Die ethisch-politische Eigentumskonzeption
    - Die christlich-naturrechtliche Eigentumskonzeption
    - Die naturrechtsjuristisch-kontraktualistische Eigentumskonzeption
    - Die freiheitlich-grundrechtliche Eigentumskonzeption
    - Die sozialstaatlich-gerechtigkeitstheoretische Eigentumskonzeption
  - Problemprofil einer philosophischen Eigentumstheorie
  - Eigentum und Arbeit: Locke
  - Eigentum und Freiheit I: Kant
  - Eigentum und Freiheit II: Fichte; Hegel
  - Self-ownership und absolutes Eigentum
- In der philosophischen Geschichte der Eigentumstheorie lassen sich fünf unterschiedliche eigentumstheoretische Konzeptionen unterscheiden: 1. die ethisch-politische Eigentumskonzeption; 2. die christlich-naturrechtliche Eigentumskonzeption; 3. die naturrechtsjuristisch-kontraktualisti-

sche Eigentumskonzeption; 4. die freiheitlich-grundrechtliche Eigentumskonzeption; 5. die sozialstaatlich-gerechtigkeitstheoretische Eigentumskonzeption.  
 1.1 Als ethisch-politische Eigentumskonzeption bezeichne ich die Überlegungen der klassischen Philosophie über die Bedeutung des Besitzes für den sittlichen Charakter der Individuen und die politische Verfassung des Gemeinwesens. Praktische Philosophie ist für PLATON und ARISTOTELES Glücksethik und Tugendlehre; daher berücksichtigt die normative Beurteilung individueller Handlungen und gesellschaftlicher Institutionen ausschließlich ihren Einfluss auf die individuelle Charakterbildung und den sittlichen Zustand der *koinonia politike*. Dass diese sittliche Bewertung trotz geteilter eudämonistischer Voraussetzungen gleichwohl zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann, zeigt ein vergleichender Blick auf PLATONS *Politeia* und ARISTOTELES' *Politik*. Für PLATON hängt das Schicksal der idealen Gerechtigkeitsgemeinschaft an der Frauen-, Kinder- und Besitzgemeinschaft des Wächterstandes. Nur dann, wenn die für die Sicherheit und politische Leitung der